

Federzeichnungen
aus der
Umgebung von Stuttgart.

Von
einem Norddeutschen.

Zweite vermehrte Auflage.

1885.

Vorwort.

In schweren Leiden fand ich viel Erquickung in der schönen Umgebung von Stuttgart. Was ich dabei empfand, schrieb ich für die „Deutsche Reichspost“ nieder. Es wurde dann gesammelt und fand sehr freundliche Aufnahme in Schwaben. Vielleicht blickt auch in Norddeutschland dieser und jener in die harmlosen Plaudereien.

Stuttgart im Dezember 1884.

Dr. theol. **A. Zahn.**

I.

Es war Ostersonnabend, ein Tag den Juden fast der feierlichste des Jahres, auf den der Karfreitag als der Bußtag vorbereitete, als ich in Erinnerung an die hohe Bedeutung des Tages mit meinen Lieben den Hasenberg hinauf zog vorbei an den mit Blüten geschmückten, herrlich prangenden Obstbäumen, die aufs Neue nach ihrem Winterharm sich glücklich und entzückt in ihrem Festkleide freuten. Wer strebt nicht in diesen unvergleichlichen Tagen mit Wonne und Lust den Bergen zu, um von einem Genuß zu einem anderen zu eilen. Alles ist im Erwachen, alles erhebt sich aus seinem Schläfe, und streckt die liebewarmen Arme der Welt entgegen:

Noch einmal ist die Welt erwacht,
Der Frühling reicht die Hand:
Ich hatte nimmer es gedacht,
Daß ich noch lebt im Land.

Der Matte Grün am Bergessaum
Erwacht mit neuer Lust,
Umfaßt den dunkeln Apfelbaum,
Auch *mir* wird das bewußt.

Der Frühling nimmt den Wanderstab
Und geht soweit er kann:
Das Grün zieht tief ins Tal hinab
Und lacht den Berg hinan.

Ich hätte nimmer es gedacht,
Bei diesen Schmerzen viel,
Bei dieser Leiden heißen Macht,
Daß *mir* der Lenz gefiel.

Es gibt auf dem Hasenberg ein lauschiges Plätzchen in Mitten einer abgeholzten Waldstelle an einem Bergabhänge. Da steht eine einfache Bank, von der man den Blick nach Kaltenthal und nach Degerloch hinauf und rechts in die weiten Waldungen werfen kann. Ein schöner lieblicher Fleck unserer Umgebungen, gewiß von Vielen geschätzt. Das Tal vor uns windet sich schmal und zierlich mit saftigstem Grün an dem sich vordrängenden dunklen Walde hin, bald von Streifen der Sonne vergoldet, bald mit ernstem Schatten gefärbt. Bei einiger Täuschung könnte man meinen, die weißleuchtende Straße sei ein zierliches Flußband das durch das Tal dahinschwebt. Verborgen und doch halb geöffnet bietet sich das anmutige Tal dar mit jenem Reiz, mit dem man etwas schönes Verhülltes anblickt, das doch wieder ein wenig sich zeigt. Hinter ihm erheben sich die frischgrünen Abhänge in sanften, weichen Formen, die die wenigen Häuser dort oben umgeben und senken hie und da eine Reihe weißer Obstbäume in die kleinen Taleinschnitte. Ungemein lieblicher Anblick! Dieses jungfräuliche Grün, an dem noch nichts verdorben ist, dieser reine Teppich, neu gewoben und in seinen keuschen Farben glänzend. Von dem steigt das Auge mit Dank zu dem Kirchturm von Vai-

hingen auf, der der ganzen Gegend einen freundlichen Sammelpunkt der Beschauung gewährt. Was wären unsere Landschaften, wenn sie die Kirchtürme nicht hätten!

Wohin man sich wendet, sieht man nur was mit Freude erfüllt. Die zierlichen Lerchenbäume ragen überall mit reinem Grün aus dem dunklen Unterwald der schattigen schwesterlichen Tannen hervor; die Birke überschüttet ihren weißen Stamm mit einem gelben Gefunkel von frischen Blättern, nur schüchtern und kaum bemerkt regt sich die Buche und was auch im Walde erwacht, was auch den Lenz begrüßt – über alles senken sich die zarten roten Grundtöne, die unsere Weinberge so reizvoll ausatmen. Diese Vereinigung von Schatten und Helle überall durchwärmt von dem anmutigen, fast südlichen Rot unserer Berge, diese Verschmelzung der Gegensätze in große vermittelnde Farben, in die auch das strahlende Weiß der Blüten harmonisch eingreift – wer will sie beschreiben? – aber empfinden kann man sie.

Warum fühlen wir uns so erquickt bei den Spaziergängen auf unsere Berge? Es ist nicht nur die stärkende Luft, sondern vor allem auch die Milde und glückliche Vermittlung der landschaftlichen Farben: es ist keine Leidenschaft, kein Haß, keine Unruhe in unserer Natur und das ebnet und stillt das Gemüt wunderbar. Das schien auch der Zitronenfalter mit seinen edelgeschnittenen Flügeln zu empfinden, der am Waldesrand seinen wechselnden Flug nahm und der kecke gemeine Fuchs mit seiner roten Ziegelfarbe, der sich dicht vor meinen Füßen behaglich ausbreitete und noch mehr mein munteres Töchterlein, das die duftlosen großen Veilchen des Waldes sammelte und sie in ihrem Sonnenschirm herumschwang – das vor Allem die norddeutsche Freundin, die still aufatmete in diesen wonnevollen zarten Abendstimmungen. Ja wer sollte auch nicht den Zauber der Frühlingswonne fühlen und in ihr Hoffnung gewinnen auch für das arme Herz. Und arme Herzen waren es, die am Ostersabbat Abend in Jerusalem vereinigt waren. Arme Herzen! Was ist dein Schmerz gegen den Schmerz derer, die, als Jesus starb, das ewige Leben verloren und sich nun zermarterten in den Fragen, ob sie einem Verführer geglaubt und ob es alles, was sie bei Jesu erlebt, eine schreckliche Lüge war? Es war eine Geburtsstunde voller Angst und Pein. Es war kein Abend wie der geschilderte. Die Donner Gottes rollten über die kleine Gemeinde und dazwischen rauschte das Hohnlachen der Hölle. Alles verloren als der Morgenstern erlosch! Aber er kehrt wieder aus dem Lande des Feindes – darum laß dein Weinen und das Tränen deiner Augen. Jetzt ertönt die Glocke von Vaihingen und die von Möhringen nimmt die Töne auf: sie greifen tieführend in die Harmonie der Landschaft ein: Stimmen der Ahnung und Hoffnung. Ja auch die tiefsten Wunden genesen in dem Frühling den die Auferstehung Christi schuf. Ein Neues setzt sich an die Stelle des Alten.

II.

Es war ein Maientag – und wer hat nicht bei diesem lieblichen Worte freundliche Erinnerungen und Empfindungen – als ich durch die verlängerte Reinsburgstraße hinauf mich nach der Eisenbahn wandte. An mir vorbei zog singend der Chor der Waisenknaben in ihren weißen Anzügen mit grünen Birkenzweigen in der Hand. Wen kann man auch besser mit dem frischen Laub der erwachenden Natur schmücken als eine verwaiste Jugend, die darum um so mehr ein Recht hat, sich *dessen* und seiner Schöpferherrlichkeit zu rühmen, den man den Vater der Waisen nennt. Je ärmer und verlassener solche Jugend ist, um so mehr gebe man ihr die lebendigen Zeichen dessen in die Hand, der aus Nichts und Armut Alles geschaffen hat. Wer weiß auch, ob nicht dieser oder jener Knabe aus der bittend durch unsere Straße ziehenden Schar einmal mit dem grünen Schmuck einer

ehrentvollen Stellung gekrönt sein kann. – Ist auch die Pracht der meisten Blüten vorbei, so kommen doch jetzt die rosenfarbigen Apfelbaumknospen zum Blühen und zeigen ihre lieblichen Farben. Dort ist auch die Syringe weiß und rot aufgebrochen und die leuchtende Tulpe steht unter den noch farblosen Stöcken der Weinberge. Der Anblick unseres Hasenberg-Bahnhofes gehört mit zu den anziehendsten unserer Umgebung. Dieser rote Ziegelbau mit weißem Gebälk einfach und doch male-
risch gebaut, hebt sich wohlthuend und frisch von dem saftigen Grün des Waldes ab. Gerne läßt man das Auge auf ihm ruhen, denn eben da, wo Berg und Wald die Zugänge zu verschließen scheinen, hat der erfindungsreiche Mensch den unterirdischen Weg gebrochen und so ist uns der Bahnhof die Gewähr, daß wir ohne Hinderung der fernsten Welt entgegeneilen können. Namentlich von der freien und mit Bäumen reich gezierten Rothebühlstraße aus gesehen vorbei an manchem schönen, formenreichen Hause thront der Bahnhof reizvoll auf lockender Höhe im Waldeskranze, hinter sich auf die große weite Welt deutend, die sich mit dem dunklen runden Erdenloch auftut. Wir steigen den aufgrünenden Buchenwald hinauf. Welch eine Wonne! Diese zarten frischen Blüten, die überall noch die braune Hülse bewahren – und dann die Strahlen der Sonne, bald sich versteckend, bald in vollem Erguß sich ausbreitend!

Ein Buchwald mit Sonnenschein ist mit das herrlichste, was die Natur kennt. Diese Frische, diese Reinheit, dieses volle gesunde Leben ist mit nichts zu vergleichen. Man achte auf das Farbenspiel, wenn sich die goldgelben Blätter auf die roten Färbungen der Stadt und des Tales legen und diese bald hervortreten, bald verhüllt sind. Es ist entzückend: hier zeigt sich ein Haus, ein Turm, die Windung der Straße – darüber das Gold der Buchen zitternd gestreut. Wer diese Wälder am Gestade der Ostsee oder als die prächtigen Rahmen der geheimnisvollen pommerschen Seen gesehen, der fühlt das Herz aufgehen in Wärme der Erinnerung an alte Tage. – Oben stehen unter etwas trümmerhaften zerrissenen Föhren mehrere Bänke, die jeder Stuttgarter kennt und liebt. Sitzt man hier nieder und läßt das warme lebensfrohe Summen der Bienen und Fliegen an seinem Ohr mit Behagen vorbeiziehen, hört man das Schlagen der munteren Finken und jetzt auch – wie anziehend – das mütterliche Girren der Waldtauben oder das ungestüme Pochen und Schlagen der Spechte, so wird man von solchen Waldeindrücken umgeben um so lieber auf die anmutige Stadt herabschauen. Was Stuttgart so schön macht, ist nach meiner Empfindung nicht nur das, was jeder sieht, die weichen sanftflutenden Bergzüge, die duftigen Linien des Welzheimer Waldes, der malerische Vorsprung der Schmiedener Höhe bei Cannstatt, die mächtigen Partien des Grünen der Anlagen, die architektonisch reizvollen Kirchtürme, sondern etwas, was ich hier von diesem Sitze hervorheben möchte: Dieses harmlose, friedvolle sich Verlaufen der Stadt in die Weinberge, wo sich zuletzt nur noch ein Häuschen zeigt, dieses gemütliche sich Verzetteln der Wohnungen der Menschen, die noch nicht um jeden Platz eifersüchtig kämpfen, dieses Ausruhen der Stadt am Rande der Berge, die doch nicht zu hoch sind, um eine schroffe Wand zu bilden, sondern gelassen den Blick hinüberleiten lassen auf die Haide von Feuerbach. Wie viele Städte sah ich, die den Kampf um den Raum in drängerischer Eifersucht führen. Stuttgart liegt noch sanft und still gebettet da: es steigt seine Hügel hinauf, es steigt sie hinab und die Züge der Höhen umgeben sie mit zarter duftiger Feinheit mehr zur Zierde als Widerstand zu leisten. Das Bild mir betrachtend stieg jetzt am Horizonte eine Linie von weißen Wolkengebilden auf: nicht stolz, nicht vornehm, aber unendlich zart und mild, in feinen wechselnden Formen sich verschlingend. Wie schön stimmte die obere Welt mit der untern: überall Kleinmalerie aber das Ganze in seinen Farben- und Landschaftsstrichen harmonisch ausgeglichen.

Ipsam Stuttgartiam, schreibt Ulrich von Hutten, terrae paradisiium appellant Suevi. Ita sita est amoena!

So freue sich denn ein Jeder in diesen Tagen unserer Natur; verdamme die Kritik in seinen Herzen und suche das Gute der Stadt, denn geht es ihr wohl, geht es uns auch wohl.

III.

Es war in einem Hochsommer als ich auf schauerlich einsamen Bergpfaden langsam aufsteigend auf die Höhe des Flüela-Passes kam, hinein in eine völlige Bergöde. Dunkel-schwarz lagerte träge und stumm der Bergsee oben, keine Bewegung auf ihm, kein Fisch in ihm: ein Bild der Verlassenheit und Erstorbenheit. Die Bergschründe gingen mit wüstem kleinem Geröll hinauf, zerbrochene unschöne Trümmer kahl und von allem Grün vereinsamt. Nirgends ein Strauch, ein Halm. In düsteren kalten Zügen malte die Natur, in harten, abstoßenden und nur durch Schauerlichkeit anziehenden Formen. Und dabei die frostigen Schneehäupter in der Höhe und unten selbst im Sommer hochgefallener Schnee. In dieser verödeten Hoheit trat mir ein Tal ins Gedächtnis, das friedlich mild mit reichem Grün geschmückt das volle Gegenbild der Anmut und Lieblichkeit bot: ein schlafendes holdlächelndes Kind im Mutterschoß, neben diesen zerrissenen, himmelanstürmenden und himmelniedergeworfenen, dunklen, farblosen Riesengestalten.

Ja das Tal ist mir lieber als der Paß des Gebirges, denn oben fühlt das kranke Herz nur Mehrung seiner Not, hier aber bei den kleinen Rundungen und Abglättungen des bildsamen wandlungsfähigen Keupers mit seinen warmen Farben tritt ihm Linderung entgegen:

Nicht blutet gleich die tiefe Wunde,
Wenn ich in deinen Frieden schau,
Hinauf die Berge in die Runde
Hinab die Täler in dem Frühlingstau.

Wie still vertrauend naht die Gegend
Und schmeichelt sich ans Herz heran,
Mit süßer Anmut es bewegend
Mit leichtem Kauf sie es gewann.

Es ist kein Streit in ihren Grenzen,
Kein Haß und keine Eifersucht,
Versöhnt und einig hold erglänzen
Die Wälder und der Täler Bucht.

Mein Herz wie bist du wild zerrissen
Von Kränkung und von bittrem Spott,
Von Nattern blutig wund gebissen,
Die selbst die Freundschaft giftig bot.

O käm ein Abglanz dieser Stille
In des Gemütes heißes Weh,
Damit mit Frieden sich erfülle,
Was klagt und rauscht wie tiefe See!

Wenn ich den Waldpfad mir erwähle
So traut und lauschig tief versteckt,
So träufelt Balsam auf die Seele:
Sie wird mit Linderung bedeckt.

IV.

In den Umgebungen von Stuttgart wird immer der Sulzerrain in Cannstatt als einer der schönsten Plätze nicht nur in unserer Nähe sondern überhaupt in ganz Deutschland uns anziehen. „Ein wahrhaft idealer Ort“, sagte Jemand, als er mit mir die herrlichen dichtbelaubten Baumalleen hinaufging. Steht man vor den sprudelnden Wassern, die die Drachensäuler nach Oben in das Bassin werfen, so ist das Auffallende an dem Blick ins Tal hinab die Weite und Ausdehnung der Ansicht, die die mannigfaltigsten Wechsel und Färbungen zeigt. Aus dem dichten Grün der Anlagen hebt sich Zunächst die gerade Königsstraße hervor, die im Schmuck der roten Kastanien unvergleichlich schön ist. Die Häuser, die sie umgeben, haben etwas so Elegantes und Vornehmes, sind so von Bäumen versteckt und dann doch wieder offen daliegend, daß man die Vorstadt einer großen Metropole zu sehen meint. Der Kirchturm mit dem kleineren Rathausturm bringen glücklich ein altertümliches Gepräge hinzu. Weiter tritt dann die strahlende Baummasse der Anlagen hervor und von ihr aus nach Links jene reizvoll geschwungene malerisch sich hinziehende Berglinie, auf deren Linie die Villa Clason liegt: eine der lieblichsten Bergzüge in unserer Nähe. Bald steigen nun die Türme der Stadt auf, die schattigen Spitzen der Garnisonskirche und immer weiter dehnt sich das Häusermeer zuweilen in den duftigsten Glanzerscheinungen, so daß man meint, es zöge sich eine großartige Welt in die Ferne dahin. Wenn dann der Blick die Hasenberghöhe hinaufsteigen kann und mit Freuden die hohe abschließende Warte am waldigen Horizont erschaut, so wird man sich sagen: weit und breit ist ein solch reiches, mit Schönheit geschmücktes Panorama nicht zu finden. Was verdanken wir nicht alles unserem roten Turm auf der Höhe des Berges, der so viel besucht wird und von Manchen mit unermüdlicher Zähigkeit. Unsere Landschaft bekommt durch ihn einen Abschluß und Ruhepunkt von allen Seiten her und in all dem Schönen und Freundlichen steht er da als das Wahrzeichen ruhiger, würdiger Einheit.

Von dem Sulzerrain aus haben wir überall freundliche Aussicht. Man wende sich über den Freiligraths-Stein hinweg nach den Waldungen des linken Neckarufers oder in das Tal von Untertürkheim oder hinauf zum Rothenberg. Nach der anderen Seite ist jetzt das Grün auf den Staigäckern so saftig und frisch, daß es selbst durch die reichbelaubten Bäume mächtig hindurchbricht. Man sagt, daß in den Gängen der Tannen die mildeste Luft in Schwaben wehe: wenigstens das ist wahr, daß es einem immer besonders wohl und behaglich unter den Zweigen der duftaushauchenden Bäume ist und man gedankenvoll sinnend unter ihnen wandelt. Cannstatt verschönert sich von Jahr zu Jahr. Die Gegenwart arbeitet unruhig auch in dem Schmuck der Landschaft, des kann man sich freuen, bleibt doch dabei der uralte Kirchturm auf dem Kirchhofe stehen, der von vergangenen Zeiten redet, wo

alles noch einfacher aber auch friedvoller und stiller war. Nachdenklich und bescheiden, das Kirchdach geht so tief herab, steht der alte Bau da und mahnt mit seiner Umgebung an das Ende aller Dinge.

Indem ich so plaudere, denke ich, man wird mir nicht ganz ungerne zuhören, denn es sind doch Dinge, in denen jetzt Groß und Klein ein- und ausgeht und die nach aller Mühe und Arbeit uns Erquickung bieten.

Es ist Abend geworden auf dem Sulzerrain. Das Wohlgefühl, das die ganze Natur spendet, wird durch die Milde des Abends vermehrt. Da ertönen in den ruhenden Wipfeln und Büschen als rieselten Quellen von den Bergen, als erschalle das Lachen eines frischen Knaben, als stiegen die Sennbuben jauchzend zur Alp hinauf – die lauten süßen Schläge der einfachen Nachtigall, sehnsüchtig und doch markig, nah und weit hinlockend. Ich habe sie in Chören gehört an den Ufern der Saale und sie ziehen meine Seele hinweg in alte meist glücklichere Zeiten.

Sei mir begrüßt, o teure Nachtigall,
Ich danke dir für deine Lieder,
Denn mild Vergessen bringt ihr Schall
Und Stillung kommt den Tränen wieder.
Wann deine süßen Töne klingen,
Dann weicht von mir der herbe Schmerz
Und immer bitt' ich dich zu singen,
Daß meine Seele steige himmelwärts.
O hätte doch zu deiner Laute Lieblichkeit
Natur dir Schönheit noch gegeben,
Damit was so der Harmonie geweiht
Auch in dem Schmuck der Farben könnte leben.

V.

Es ist eine poetische und liebliche Redeweise in Schwaben: in den *Maientau* gehen. Damit ladet man sich beim Frühlingsanfang zu Frühgängen in Wald und Wiese ein. Was kann es für anziehendere Worte geben als das was den Wonnemonat bezeichnet und das was das zarteste, frischeste Naß benennt, das sich still und unbeachtet mit der Überraschung der Nacht vom Himmel senkt. Es ist an dem Ausdruck alles jungfräulich schön, eine reine, neue Welt begrüßt uns mit ihm, die man nicht zerstören möchte. Man denkt an Uhlands Verse:

Auf den Wald und auf die Wiese
Mit dem ersten Morgengrau
Träuft ein Quell vom Paradiese
Leiser frischer Morgentau.

Es waren schon große Scharen an meinem Hause vorübergegangen. als ich mich auch zur Wanderung aufmachte. Ich dachte freilich bei diesem Laufen des Volks auch an Scheffel's Worte:

Zwar ich halt' nichts von dem Maientau,
Dran das Frauenzimmervolk sich
Wangen netzt und Stirn und Mündlein.

Der Morgen lichtete sich mählich. Immer mehr klärte sich der Himmel ab und zeigte jenes feine Blau, wie es der Frühling hat. Ein ahnungsvolles Hoffen und sich Freuen ging durch die Natur, der Wohlgeruch der Erde erwachte nach der Sprödigkeit des Winters. Bald war ich auf dem ersten Ansatz des Hasenbergs, wo sich der Weg auf der Höhe über Heschlach hinzieht und wo die Steinbank steht, auf der die Marktweiber der Vorstadt eine Zeitlang ihre Körbe absetzen. Der Weg schmiegt sich zwischen der Mauer und dem Zaune der Weinberge verborgen dahin und gewährt ein müheloses Wandern. An den Mauerritzen drängen sich die kleinen bescheidenen Blüten der Veronica hervor, auch gleich vorne wo man sich nach der Karlslinde abwendet, die überaus zierlichen herzförmigen Blättchen und violetten Blütchen der rankenden herabklimmenden Maurantia. Unten im Tal liegt die malerische schmückende Kirche auf freiem Platze; das Grün der Baumgärten, dichte Waldungen umfassen die einfachen Häuser; eine dunkle Wand des Waldes schließt das Tal fest zu und beengt den Blick auf seine friedlichen Reize. Alles glänzte in der Frische des Morgens und langsam schlenderte ich zu jenem Baumgarten, der rechts vor der Höhe liegt, die dann zu den Häusern hinabführt. Prachtvoll gefeuchtet war dieser Winkel des Weges. Jedes Gräschen hat seinen Tautropfen, der locker an ihm hing. Eine Sammlung von Kleinodien. Eine Ausstellung von Perlen. Klaus Groth sagt irgendwo, daß man nicht in den Himmel sehen könne, ohne sich etwas zu wünschen und nicht in einen Brunnen sehen, ohne sich etwas zu denken. Auch ich hatte meine bescheidenen Gedanken bei den Tautropfen und faßte sie so zusammen:

Früh war ich aufgestanden,
Taglicht entwand den Banden
Der trüben Nacht sich schon.
Die Welt lag neugeboren –
In ihren Reiz verloren
Stand staunend ich der Erdensohn.

Und in des Grases Feuchte
Im dunklen Moos mich deuchte
Es voller *Augen* klar,
Die rein und frisch und sinnig,
Verständig, treu und minnig
Mir liebe Mahnung brachten dar.

Tautropfen feucht und strahlend,
Auf Grasesgrund mir malend
Ein Bild der zartsten Art;
Was blickt aus Euch entgegen,
Was tut in Euch sich regen,
Wovon in Euch mir Deutung ward?

Die Augen meiner Kinder

Feuchtfrisch und klar nicht minder
Sie ruhten auf dem Grund,
Sie waren aufgeschlagen,
Sie süß anlächelnd lagen
Auf der Gesichter lieben Rund.

Die Augen Gott erhalte,
Mit Vaterliebe walte,
Ob ihrem Stern und Licht,
Laß sie nicht untergehen,
Laß täglich sie erstehen,
Zu uns und auch zu dir gericht'.

Mit einmal ist das Auge naß,
Die Träne kommt – ich weiß wohl was:
Es war an einem Maientag,
Als mir das blauste Auge brach,
Das ohne Worte Süßes sprach:
Und still die holde Paula lag.

Und wieder wars ein Maientag,
Laut sang die Nachtigall im Hag:
Das Kind war tot geboren,
Tautropfen bei dem ersten Glüh'n
Der Sonne müsset ihr verblüh'n:
Dies Los ist euch erkoren.

Viel Leid's hat mir der Mai getan,
Der Blüten wirft den Berg hinan
Mit nimmermüden Händen,
Wach' auf mein Herz und suche Freud
In dieser neuen Maienzeit,
All' Leid kann sich noch wenden.

VI.

Altehrwürdiger Baum,¹ mit Staunen naht sich der Wand'rer
Deinem prächtigen Wuchs, der sich mit Ehren erhebt.
Nur von wenigen Tagen ein Kind, das flüchtigen Fußes
Über die Welt hineilt, schaut er Vergangenheit viel
In dem dunklen Geäst, an dieser wuchtigen Breite,
Die in Jahrhunderten sich schuf ihre stattliche Pracht.
Was ist der Mensch, der vergeht, wie Gras hinwelkt vor dem Schnitter,
Stellt er vergleichend sich hin, messend die hohe Gestalt.
In zwei mächtigen Stämmen drängst aufwärts du zu der Höhe,
Schwarz und schattig gemalt reckt sich dein markig Gezweig.
Schwach vor Alter noch nicht: das Grün', es sprosset dir prangend
Über das greise Geäst jeglichen Frühling erneut.
Ernstmild blickst du herab auf die kommenden, gehenden Menschen,
Wie ein Vater, der weiß: kurz ist ihr Lachen, ihr Schmerz.
Der aber gerne vergönnt den Einen erquickliche Ruhe,
Anderen fröhlichen Tanz, laut sich berauschte Lust.
Früher da trieb der Hirte die bergaufsteigenden Ziegen
Dir an den Fuß und so ward dir dein Name genannt.
Sahst dann Spiele der Ritter, das Lächeln lieblicher Damen,
Und der Minne Gesang rauschte zur Eiche empor.
Damals war noch die Zeit, wo die Eiche, die duftige Linde
Sammelte Scharen des Volks unter ihr schirmendes Dach,
Und so sind uns die Bäume, die rückwärts schau'n zu den Alten,
Heiligtümer, um die spielt der Erinnerung Glanz.
Heute freut sich der Turner und schwingt sich in tapferem Wettstreit
Um den alternden Stamm jubelnd in feuriger Kraft.
Lieber als beim Geschrei, dem Jauchzen lustiger Menschen
Bist du mir herrlicher Baum, wenn dich die Stille umgibt,
Wenn mit goldenem Strahl die Sonne die Buchen bezaubert,
Und die Funken des Lichts zucken die Stämme hinauf,
Und die Schatten ihr Spiel im träumerisch ruhenden Walde
Treiben – mit sinniger Lust färbend die sprossende Welt.
Sitze dann nieder mit Frieden auf eine der freundlichen Bänke,
Lasse wandern den Blick kosende Blätter zu euch,
Schaue zum Himmel empor: wie lächelt er süß in die Waldung,
Wie er draußen die Welt freudig umschlingend bescheint.
Dann vernehm' ich mit Dank die lockenden Rufe des Kuckucks,
Der von ferne her schickt seinen geliebten Gesang.

1 Die Gaiseiche.

Auch die Glocke vom Tale dringt lieblich herauf in die Ruhe:
Altes und Neues dringt voll in dem Gemüte empor.
Ist nicht der ruhende Wald von unserem Leben ein Gleichnis,
Das still dunkel oft steht, bis es die Freude durchglänzt,
Bis es die Liebe verklärt, die von oben mächtig herabkommt
Und oft den schattigsten Baum färbt mit dem strahlendsten Licht.
Altehrwürdiger Baum – ich scheidet – leb' Wohl denn und grüße
Söhne und Enkel von uns, die dich besuchen wie wir.

VII.

Stuttgart besitzt eine Schönheit, um die es alle Städte Deutschlands beneiden können: es ist die glückliche Verbindung der Straßen mit den Bergabhängen, die in dieselben hineinschauen und die Straßen kulissenartig abschließen. Die Talwände drängen sich überall in die Straßen hinein, lassen den Blick auf ihren saftig grünen Abhängen ruhen und geben einen ungemein panoramatischen dekorativen Hintergrund. Freunde aus Norddeutschland haben dies immer ganz besonders bewundert und konnten sich bei längerem Aufenthalt nachher gar nicht mehr in die langweiligen und langdärigen Städte der Tiefebene finden.

Zuweilen wird diese Schönheit noch durch eine tiefe Senkung und darauf folgende Hebung der Straßen vermehrt und man muß sagen, daß Straßen wie die Wera- und Olgastraße in ihrem Bau und in ihrem Ausblick zu den großartigsten Deutschlands gehören. Der Schreiber dieses bewundert selbstverständlich am meisten die Reinsburgstraße, weil er dort sein Heim gefunden hat: vorne der Hasenberg, der sich mit Turm und Wald ganz in die Straße hineinstellt und gleichsam dicht über ihr steht, hinten die Reihe stattlicher Häuser, die sich unter der Villa Clason gerade hinziehen und die anziehendsten Färbungen bieten: dieses Aufsteigen und Niedergehen und sich wieder Emporheben der mit formenreichen Häusern geschmückten Straße, die einen Reichtum von Grün und Buschwerk in frischer Fülle bald hier bald dort hervorbrechen läßt, diese Vereinigung von Freiheit und kolossalen Prachtbauten, ist von dem größten malerischen Effekt. Dann sehe man wieder die Silberburgstraße an, welche, wo sie auf der Höhe angekommen ist, die prangenden Buchenwälder über der Weinstäube, in einen tiefen Einschnitt der Weinberge hinabgesenkt, als unvergleichliche Gegenwand zeigt – so daß man erstaunt stehen bleibt und das Auge gleichsam grasen läßt auf der anmutigen Bergesseite. Ebenso schön ist der Zug der Straßen von Oben nach Unten und wieder hinauf in der Sophien- und Paulinenstraße. Auch die Königsstraße wird öfter von einer solchen Aussicht auf die Berge durchbrochen und verschönert. Namentlich fällt der Gang der Rothebühlstraße auf, welche an der Johanniskirche vorbei und der eleganten Besitzung von Knosp sich prächtig zur Höhe der Eisenbahnstation vollendet.

Die kleine Fürstenstraße gewährt an dem Portal des Königsbaues vorbei über die dreifache Reihe der Kastanien hinweg, unter denen das schönste Grün erglänzt, bis hinauf zu den sich sanft abdachenden Hängen der Weinberge, die von einem roten Absturz des Sandsteines durchbrochen werden und dann sich wieder zu der waldigen Spitze und der in derselben liegenden Villa fortsetzen, eine ungemeine freundliche Ansicht. Welche Gruppierungen in der Seestraße und im Stadtgarten selbst! Hinten auf der Höhe desselben schaut man durch eine mit rotstrahlender Kresse und grünen Kürbis-

sen geschmückten Veranda über die alten Kastanienbäume hinweg die verdeckten malerischen Formen der Garnisonskirche, hinter denen sich dann die einsam stille Höhe des Hasenbergs erhebt. Man mache nur die Augen auf in der Stadt und um die Stadt – und man wird überall nicht nur eine Fülle von Bildern, sondern auch die Rahmen dazu finden.

VIII.

Es ist nur ein Straßenwinkel. Was sollte daran zu sehen sein. Ein Wust von häßlichen Häusern, verschoben und ohne Ordnung. Eine enge Straße windet sich dazwischen. Menschen und Wagen drängen sich hindurch. Und doch haben mich diese Gassen immer angezogen. Denn es braucht nur ein Lichtstreifen hineinzufallen, es brauchen nur die Schatten in ihnen zu wirken, so können sie oft uns plötzlich still stehen lassen, um zu beobachten. Dann tritt hie und da ein Erker hell hervor, dann zeichnet sich ein Schatten aus an einem dunklen Balkenvorsprung, dann spielt in die geöffnete Tür ein Strahl hinein. Auch der Weinberg sieht dann von oben traulich in den wackelnden Gang der Häuser hinab. Das rote Tuch, das ein Mädchen um das Haupt geschlagen, der hochgetragene Korb mit Früchten, die stramme Gestalt darunter bringen Leben in die Enge und wer nur sehen kann, kann immer Unterhaltendes sehen, wenn er in den Straßenwinkeln am Markt und in der Nähe der Leonhardskirche wandelt. Die Häuser sind oben so breitbauchig und steigen dann in gezackten Linien mit hervorragenden Gesimsen geradezu wunderlich sich verdünnend hinab: altherwürdige Herrn, die sich ein stattliches Bäuchlein haben stehen lassen, mit dem die Potentaten nicht ganz harmonieren. Wie man sie wohl aus dem Rathause kommen sieht bedächtigen Schrittes mit gedankenvoller Miene. Hie und da hängen die Maiskolben in langen Linien an den Wänden, oder eine fette Gans ist der Luft ausgesetzt. Schild an Schild ragt an den Häusern hervor, fast zu viele darunter, die Wein oder Bier anpreisen. Erstaunlich ist die Menge der Fenster, die man angebracht hat, um einzelne Zimmer zu gewinnen. Vieles erinnert an die alte Zeit, die die einen gut nennen, die anderen ebenso schlecht wie die unsrige. Wir können nicht weit genug wohnen, die Alten drängten sich mehr zusammen und mußten sich mehr mit ihren Leidenschaften auf kleinen Bezirken vertragen. Die Begierden waren dieselben wie heute, aber die Ziele geringer, während nun alles ins Maßlose und Ungeheure strebt und in dieser wilden Erscheinung ist die Gegenwart schlechter als die Tage der Väter.

IX.

Eine Mondscheinnacht. Mit wunderbarer zarter Milde ist der Himmel und die Straße beleuchtet, in der ich auf- und abwandere. Der Mond wird bald von duftigen Wolken umgeben, bald freigelassen; er erglänzt in vollem Licht und zieht dann wieder die dünnen, feinen Vorhänge der hinschwebenden, sanft flutenden Wolken um sich zusammen. Ein schattiges, mattes Blau, hier ganz dunstig und dunkel, dort etwas heller gefärbt, breitet sich über die still ruhende, geräuschlose Welt. Nur selten schallt ein Schritt die verlassene Straße herauf, um so lauter, je mehr das Schweigen regiert. Die Ruhe, die Einsamkeit schleicht sich besänftigend an das Herz heran.

Wir öffnen leise das Gittertor der hohen, herrlichen Villa, die in der Straße den schönsten Platz behauptet. Eine stattliche Freitreppe führt nach Oben. Die in üppigem Grün emporgeschossenen zwei Pyramideneichen sind jetzt von dem Nachtlicht umflort, aber darum nicht weniger anziehend. Auf den hängenden Girlanden des wilden Weines, den blühenden Geranien, den dunkeln uns mehr und mehr hinanführenden Koniferen, den spitzen Aloen ruht das träumerische Halbdunkel mit seinen geheimnisvollen Hüllen. Die seitwärts liegenden saftigen Rasen haben den reizvollen Schimmer der wechselnden Schatten von den wandernden, in nächtlicher Wonne sich mehr und mehr auflösenden und zerfließenden Wolken. Die Trauerweide, die stete Freude des Beobachters, läßt noch malerischer frei nachlässig ihre langen, die Erde suchenden Zweige herabwallen, als ob die Nacht sie noch sehnsüchtiger machte, die Mutter zu berühren.

Die Villa, die wir jetzt erreicht haben, zeigt die beiden Veranden und die hervortretenden Seitenflügel in der Beleuchtung der Nacht weich und warm: der für Lichteffekte so günstige Sandstein ist in diesen Stunden noch mehr vergeistigt und gemildert. Fest in seinen Formen, charaktervoll und schön steht der Bau da, aber wie nebelhaft, zart und dahinschwindend. Man kann ihn prüfen und fassen und doch ist es wieder – als hebe er sich langsam hinweg. Ist alles nur ein Bild – oder wohnen hier Menschen der Gegenwart? Am Ende täuscht mich die verführerische Nacht. Oben auf dem Dach tauchen sich die Kindergestalten, die die Jahreszeiten darstellen, friedvoll spielend in den Wechsel der nachtwandelnden Wolken. Ich gehe weiter nach hinten von Terrasse zu Terrasse. Reiche Obstplantagen nach französischer Sitte mit niedrig gezogenen Girlanden-Obstbäumchen eingefast ziehen sich hinauf; jetzt kommt die erste Höhe mit einem langen von Grün überspannenen Wandelweg, auf dessen Seite das hohe Taubenhaus steht, wo nun die Tierchen im Schlafe leise und befriedigt aufgirren. Das Mondlicht hüpfert gleichsam von Höhe zu Höhe mit uns, und treibt sein neckisches Spiel bald vor uns, bald hinter uns. Wir sehen auf – kommt dort nicht etwas? das Ohr ist so scharf in der Nacht, doch es hat sich nur ein Vogel im Laub der Bäume bewegt. Jetzt sind wir auf der letzten Planierung des Berges, wo sich die herrlichsten Koniferen dicht und übermütig, in strotzender Gesundheit an einander drängen. Welch eine Fülle schöner Baumgestalten! Hier die reiche edle Wellingtonia, dort die vornehmen, ihre Zweige stolz wiegenden Normannianen, weiter der steife Juniperus in vielfachen Formen, mehrere grausilberne Büsche, manigfaltige Zypressen und Tujas, die einfache Tanne, dazwischen die Farren in mächtigem Wuchs und in ihnen die blaublühenden Rododendron. In einem kleinen Wasser stehen still die Wasserlilien und in Allem wechselt und wandelt seine Färbungen der blasse träumerische Geselle von Oben. Bescheidener Mond – du hast doch die Zeiten und Stunden geordnet und wenn du jetzt mich unter deinem freundlichen Regiment die Menschen mit ihrer Mühe und ihrem Zank vergessen läßt, so grüße ich dich! Der äußerste Rand des Berges ist erstiegen. Weinberge erstrecken sich auf der andern Seite bis nach Unten an die Straße, durchzogen von weißglänzenden Sandwegen – und weithin breitet sich in dem anmutigen Tal die stille Stadt aus. Wo ein Blechdach ist, da ruht doppelt hell des Mondes Glanz, wo eine Kirchturmspitze sich erhebt, da hat er sich festgesetzt. Der Garten der Silberburg ist ganz dunkel, auch der Fangelsbachfriedhof hat sich tief eingehüllt – wenn die Gräber Ruhe bringen, dann Ruhe den Toten – aber geisterhaft schön streckt sich die Gestalt der Marienkirche aus und hinter ihr mehr verschwommen der gute Turm der Stiftskirche, den die Spitzen der Garnisonskirche auch im Nachtlicht an Formenschönheit übertreffen.

Unsagbar langweilig sieht uns auch jetzt die Kaserne an. Der Wald von Degerloch schaut finster und drohend herab. Die Föhren scheinen zu zürnen, aber milder sind die Weinbergshalden gestimmt. Über alles breitet der Himmel seine einfachen an Farben nicht reichen aber merkwürdig vergeistigten Stimmung; wer möchte nicht mitziehen in diese angedeuteten Fernen, in diese ah-

nungsvolle Welt? Ach Mensch – all dein Sehnen und Empfinden stillt nicht die Natur in ihren zauberhaften Nächten und ihren sonnigen Tagen:

Der dich geschaffen kann allein
Dem Herzen Frieden flößen ein.

Was ist doch der elende und dabei so stolze Mensch? Ist er mehr als der Schatten, der dort durch das Gebüsch huscht? – Jetzt tönt von Ferne ein leiser Gesang – der Sänger empfindet auch die Stille der Nacht – wir legen dem Gesang die Worte unter:

Nach einer kurzen Nacht von Gott verlassen
Wird er mit ew'ger Liebe dich umfassen.

X.

Es war ein warmer, schöner Junitag. Eine große Gesellschaft hatte mit der Eisenbahn die unvergleichliche Rundfahrt auf den Weinbergshöhen von Stuttgart nach dem Hasenberg gemacht – welch ein Bild: die großartig im Talkessel reich geschmückte Stadt mit ihren wechselnden Verschiebungen – und war jetzt die Waldung durch die Buchen hinaufgestiegen und nach kurzer Mühe zu dem Fuß unseres Turmes gekommen, des Königs, der die ganze Gegend beherrscht. Das Schöne an dem Turm ist auch das, daß man in seiner nächsten Nähe die Bäume geschont hat, die jetzt das Untere günstig verstecken. Wir warfen nur einen Blick auf den erhabenen Herrn und wanderten dann auf dem weißsandigen gepflegten Wege der Bürgerallee zu. Diese Allee ist mein Liebling. Denn wie traulich verbinden sich oben die dunklen Tannenzweige und lassen dann wieder einen Ausschnitt der Luft scharf begrenzt und tiefblau in sich hineingreifen. Dunkle spitzige Tannenlinien und die Feinheit und Klarheit eines Sommerhimmels – welch ein Genuß für das Auge! Dann beachte man das Spiel der Sonne an den Stämmen der Bäume. In langen Streifen zieht sich das leuchtende Gold dahin oder streut sich in einzelnen Punkten an dem Geäste in die Höhe. Öffnet sich der Weg mehr, dann treten im schattigen Dunkel die vollen Tannen in die Erscheinung und schließen malerisch den geheimnisvollen Waldpfad ab. Das Anziehende der Tannen beruht namentlich auch in ihren Schattten, die sich immer mehr in die Tiefe des Baumes hineinziehen und dort schwarz und schwer sich sammeln, während die Spitzen nach Außen von Licht und Wärme schimmern.

Mit munteren Worten, ziemlich laut und lärmend zogen wir dahin, denn es war eine große Mädchenpension aus aller Herren Länder, selbst dunkeläugige Mexikanerinnen und eine hochblonde Schwedin waren dabei. Eine Familie aus Holland hatte sich außer den Vorstandsdamen und anderen Freunden zu uns gesellt und so vernahm man das Deutsch in oft seltsam gebrochenen Klängen. Allmählich erreichten wir die Solitude und sahen die lange Straße hinab in das friedlich ruhende, in vielen Getreidefeldern wie in weiten Wogen leise dahinflutende Land. Man mag den Wechsel der Landschaft lieben – es hat doch auch die grüne einfache Welt der hochstehenden Dinkel- und Gerstenfelder etwas sehr Wohltuendes, und man brauchte einem Professor in H., der seltsame Fragen liebte, auf die Frage: was empfinden Sie Tiefes, wenn Sie durch ein Getreidefeld gehen, nicht verduzt die Antwort übrig zu bleiben, sondern könnte einfach erwiedern: man empfindet die Fülle und den Reichtum der Gaben Gottes. Er meinte freilich: er empfände auch nichts Besonderes – als der Student keine merkwürdige Empfindung aus sich herausquälen konnte. Die Tannenwaldungen an der Straße erinnern ganz an Thüringen, wie überhaupt der Charakter der Landschaft. Unsere Schar

liebte offenbar mehr die leibliche Stärkung als die Betrachtungen der Natur und in angenehmem Gesumme saß die junge und alte Welt essend beisammen. Das *Einkehren* lieben eigentümlicher Weise alle Nationen, nicht nur die Schwaben, und so herrschte denn auch hier zwischen Schweden und Mexiko die lieblichste Einheit. Doch voran – wir haben noch einen schönen Weg. Es öffnen sich uns die Tore des Wildparkes und gleich sehen wir in den zahmen, schlanken Tieren, die sich uns arglos nahen, die Vorboten der reichen lebendigen Welt des Waldes. Ein Wald mit Hirschen und Rehen belebt, die bald in großen Scharen einherziehen – hier still grasend, dort mit einmal aufgescheucht, die Köpfe lauschend emporstreckend, dann die zierlichen Füße über die freien Gründe zum Lauf erhebend, wieder stille stehend und Umschau haltend – es ist doch etwas höchst Anmutiges. Unsere frische Jugend schien dem edlen Wilde zu gleichen und wanderte lebhaft weiter. Bald wurde Gesang angestimmt. Ein Volkslied rief das andere und weithin tönten die bekannten Weisen. Selbst unser lieber Holländer, der einst 20 Jahre auf allen Meeren herumgefahren war und noch ein wenig den Gang des Kapitäns zeigte, wurde innerlich bewegt, und so kam von seinen Lippen das holländische Volkslied: Oranje boven! Wir Deutsche sollten es mitsingen, denn was wäre aus dem evangelischen Deutschland im Graus des 30jährigen Krieges geworden, wenn Holland nicht wie eine Burg des Glaubens und der Freiheit gestanden hätte. Die Einflüsse der Niederlande haben wesentlich mit das Evangelium in Deutschland gerettet. Ja es lebe hoch, das edle Haus der Oranier, wenn jetzt auch so tief im Niedergange. –

Man verzeihe mir die konfessionelle Abschwenkung – ich komme gleich wieder zur tief empfindsamen Naturbetrachtung in den Wegen des Parkes. – Wie kranzförmig in ihrem Umfange stehen die Buchen da. Unten hat sie das Vieh abgegrast. Wahre Grenadiere, oder will man einen besseren, wenn auch komischen Vergleich: Altenburgische Bäuerinnen mit ihren steifen Bundröcken. Nun steigt der Pfad hinab – jetzt aufwärts und wir sind auf einer grünen Höhe unter dem Dache herrlicher Lindenbäume, alt, schattig und in dem süßen Duft ihrer Blüten. Welch ein Wohlgeruch! und dabei das Summen der Bienen. Hinter uns liegt das alte Jagdschloßchen mit den Bären, vor uns der Waldsee mit seinem Fahrweg, der ihn in zwei Hälften teilt, und mit seinen aufsteigenden mit reichem Grase bedeckten Wiesen, in deren Mitte das freundliche Futterhäuschen steht. Der Kranz des Waldes schließt die einsamen Matten vor uns ab und wie reizvoll senken sich die Schatten immer länger auf sie herab. Die beiden Seen glänzen im Abendlicht, die Weiden neigen sich tief, erquickende Kühle steigt hernieder, der Wald, der See, die Linden atmen Wohlgefühl aus, alles umfängt Friede und Ruhe – *und jetzt* – o nun sehet Kinder, herbei, herbei: da kommen sie drüben aus dem Waldesdunkel hervor – jetzt zwei, drei, dann mehrere und nun eine große Schar – die edlen zarten Tiere – und grasen behaglich und befriedigt den Berg hinab. Welch ein entzückendes Bild. Das Tier des Waldes in lautloser Äsung in den Schatten des Abends, in den Färbungen des Grases. „O es ist zu lieblich“, ruft diese und jene, „wirklich wundernet!“

Fern ist das Getümmel der Stadt, fern der Lärm der Menschen – die Natur erweckt ihre sanften Harmonien, der Wald zeigt seine Heimlichkeiten und still versunken schaut der Mensch auf Wald, Wasser, Wiese und Wild. – Unsere Kinder hatten aber auch noch eine andere Freude: es waren Körbe voll Kirschen, rot und weiß, und die süße Frucht des Remstales schien sie fast mehr zu begeistern als die Erscheinung der Rehe. O ihr Kirschen, ihr Freude der Jugend, welch eine große Menge kann man von euch in den Jahren des fröhlichen Übermutes vertilgen. „Jetzt habt ihr aber genug gegessen“, sagte die strenge Weisheit der Erziehung. – „Aber liebes Fräulein, wir haben ja erst angefangen!“

Doch wieder voran. Auf von dem behaglichen Lagern im Grase, der Abend bricht stark herein und der Weg ist noch weit. Schon verhüllt sich der Park mehr und mehr. Wir verlassen ihn. Endlich

– etwas müde geworden – liegt die Stadt vor uns. Noch ein letzter Duft ruht auf ihr. Der Hasenberg bietet noch eine gründliche Restauration. Auch Holland fand es hier noch ganz gemacklich unter den Bäumen. Es war schon Nacht, als wir durch die stillen Straßen wandelten und die Heimstätten begrüßten.

XI.

Es ist einer der letzten Tage des August. Mit Wehmut schreibt man das nieder, denn bald wird der Sommer zu Ende gehen. Er war heiß, aber reich an Früchten gesegnet, und wer einen Teil desselben in erquickender Alpenluft zubringen konnte, hat schöne Erinnerungen gesammelt. Schon geht jenes leise Mahnen und Erinnern durch die Luft, welches an den September erinnert. Es sind die Anfänge des Abschiednehmens, auf das wir uns gefaßt machen müssen. Still beginnt die Natur ihren Abbruch. Viel merkt man freilich noch nicht. Der Ölbaum, der als ein besonderer Schmuck über die Mauer in die Reinsburgstraße blickt, ist nicht mehr ganz so silbergrün – doch sonst steht noch Alles prächtig frisch. Wir gehen an der Villa Zorn vorbei, die sich hinter Grün versteckt und schauen mit Verwundern, wie schon so bald nach Tische einige Damen auf die Silberburg wandeln, um dort Plätze zu bewahren.

Die Luft ist rein und Alles zeichnet sich in seiner Gestalt bestimmt und vollkommen ab. Ich gehe zur Station der Zahnradbahn und harre auf den kommenden Wagen. Es drängt sich noch immer die schaulustige Menge und bald sind die Wagen angefüllt. Der Blick ist zunächst einfach: man sieht nur die langen grünen Stangen der Hopfen über und über mit weiß-gelblichen Dolden behangen, und die mächtigen Triebe der Weinstöcke.

Aber bald öffnen sich die Rückblicke, und die Stadt in ihrer herrlichen Lage tritt hervor. Die Straße von Degerloch ist belebt. Soldaten ziehen truppweise herab – Offiziere steigen herauf. Als wir oben angekommen sind, zieht uns bald das allgemeine Interesse in das Barackenlager hinaus. Der Platz ist frei und offen, die Aussicht zu den feinen Linien der Alb und zu den Dörfern von Obstbäumen umgeben – aber der Boden ist schwerer Lehmboden, bei Nässe ein kleiner Sumpf. Zelte in korrekter Form, Zelthäuser in freier Gestalt, eine große Küche mit stattlichem Herd, eine Kantine mit allerlei Verkauf zeigen sich uns. Hier sind Soldaten beschäftigt, Kartoffeln zu zerschneiden, dort reinigen sie ihre Kleider, oder tragen die Betten an die Luft, oder schauen müßig in den blauen das Herz erfreuenden Himmel. Derbe Späße schallen aus den Zelten und zu einem Hungrigen wird gesagt: „Sie möchten wohl gerne einen Eßlöffel im Magen haben“. Soldatenleben hartes Leben. Mit vielen Menschen stündlich zusammengebunden zu sein – es dünkt dem freien Manne unerträglich. Eine Offiziersfamilie sitzt vespernd vor einem Zelte und sendet ihren als Husaren gekleideten kleinen Knaben mit einer Gabe an einen Unteroffizier. Neugierige Wanderer drängen sich hie und da durch und fragen nach dem Befinden der Mannschaft. „Alles gesund – ausgenommen etwas Zahnweh und Erkältung.“

Nachdem wir unsere Umschau gehalten und in einem Garten des Dorfes eine Erfrischung genommen, gehen wir die große Weinstage zurück. Ein wahrhaft erquickender Weg. Zur Rechten der schattige frische Wald von mannichfaltigem Holz, zur Linken die starken Obstbäume in wohlgemessener Entfernung von einander, schattig und mit Obst beladen, einer nach dem andern, in langer wertvoller Reihe. Dabei der gutgehaltene feste Fußweg, der dann von einem geradezu geschliffenen Trottoir fortgesetzt wird. Man pilgert leicht und behaglich hinab, als würde man getragen.

Wonnevoll hinabzusteigen
Wenn sich tief die Tale neigen
Und in Abendruh' die Höhen schweigen.

Bei dem Denkmal des Oberbaurats v. Etzel steht man gerne einen Augenblick still und erquickt sich an den Formen des Tals. Noch nie war dasselbe so grün wie in diesem Jahre. Die Bergwände hinab, die Bergwände hinauf ziehen sich die unermüdlichen Massen des Grüns. Alles ist grün und bis über die Höhen von Feuerbach wallen die grünen Gehänge dahin. Es will nicht enden. Weinberg und Wald verloben sich, die Schatten verweben Alles, und wohin das Auge fällt: eine Welt des leuchtenden Grüns. Mitten in ihr drin hochmalerisch der edelgeformte Bergrücken der Reinsburg und der hohe Schwung des Hasenberges, amphitheatralisch, markig und abschüssig, ein energischer greifbarer Bergknochen in dem sonst sanften Talgebilde. Die Stadt glänzt in den Tönen des weißen Sandsteines und der mattroten Dächer und zeigt hier die großartigsten Formen. Das alte Schloß tritt in seiner malerischen Breite hervor, die Anlagen erscheinen in ihrer Pracht, die Kirchen sind eigenartig gruppiert.

Gehen wir weiter, so sieht überall das Weinberggrün über das Stacket und unten liegen die gepflegten Gärten mit ihren wohlgeteilten Beeten. Kohl und Rüben die Menge, Salat in Fülle. Dann wieder Gruppen von Obstbäumen. Zur Rechten der Staige erglänzen jetzt in dem blauen Himmel die weißen Spitzen der Rebpfähle oft so hell, als wären sie lackiert. Hoch oben fällt das Gold der Sonne auf die roten Stämme der kronenartig mit Laub geschmückten Föhren, dieser für Abendbeleuchtung so glücklich empfindenden Bäume. An den Wendungen der Staige leuchtet die weiße Straße hervor. Die großen Sonnenblumen wenden ihre goldgelben runden Gesichter der Stadt zu. Bald kommt eine elegante Karosse, bald das Bäuerlein in dem hellen Planwagen. Einer begegnet uns, der, obwohl er die Zigarre im Munde hat, doch eingeschlafen ist. Wohl ihm in seiner Ruhe. Eine satte friedvolle Wärme liegt auf Allem. Ohne Ermüdung schlendert man hinab und steht bald hier, bald dort still. So an der ersten Linde, die bei einer Kehre gepflanzt ist, dann an einer zweiten, bis man endlich in die ab- und aufsteigende Olgastraße schaut.

Stuttgart von der neuen Weinstaige gesehen, bietet eines der schönsten Städtebilder Deutschlands: saftig frisch, großartig und wahrhaft vornehm.

XII.

Ein frischer anregender Wind weht. Ich werfe die kritischen Untersuchungen über das Verhältnis des Pentateuchs zum Propheten Ezechiel in die Ecke – denn es ist ja doch alles „wissenschaftliche“ Aufgeblasenheit und die Gründe sind billig wie die Brombeeren des Waldes – und ergreife meinen Wanderstab. Vorbei an reichbeladenen Obstbäumen von denen mancher allein 300 Liter Most gibt – soviel Saft gibt keine kritische Untersuchung – stehe ich nach einiger behender Bewegung vor dem Tore, welches den Eisenbahndamm in der Nähe des Hasenberges durchbricht und freue mich, daß der Buchenwald, der hinten seine grüne Wände aufgestellt hat, so schön eingerahmt ist. Einige laute Juchhezer tönen im Widerhall an den Seiten des Durchganges und man schreitet nun den mittleren Weg voran, um bald in die schönste Waldpartie bei Stuttgart zu kommen. Es ist dies ein schattiger Buchengrund, der ziemlich tief hinabsteigend nach Oben und Unten die prächtigsten Bäume zeigt. Mitten in der Senkung zieht sich der Waldpfad dahin und gewählt auf einer gut situierten Bank

einen zur Naturbetrachtung einladenden Platz. Diese Stelle kann sich mit den berühmtesten Orten im Thüringerwalde vergleichen.

An dem festen Holz der Gaiseiche vorbei, das die Kritik von 6 Jahrhunderten noch nicht zerstört hat – um wieviel länger wird die Bibel bleiben – streifen wir den Wald entlang bis sich uns unter einigen Föhren der Blick nach Bothnang öffnet, das lieblich im waldumfangenen Tale liegt und durch die Stille das Geschrei seiner Gänse und das Lärmen seiner Kinder herauf schickt. Es hängt so viele Wäsche zum Trocknen um den Ort, daß man meint, Stuttgart habe hier eine Waschstube errichtet.

Wie hold versteckt ist doch das Dörfchen! Man wird an Bürgers „Dörfchen“ erinnert. Zur Rechten liegt die Stadt im Morgendunst und tiefen Schatten, nur einige Dörfer glänzen hell. Das Manöver sendet zuweilen grollende Töne ins Tal oder die Zahnradbahn schnauft die Höhe hinauf. Der Weg ist anfänglich recht bescheiden: kleines Holz, Akazien, niedrige Eichen, dann eine Reihe von Föhren. Die Weinberge sind ganz nahe und zum Teil schon „verhängt“, das ist, man hat einige Tannenzweige zur Warnung aufgesteckt. Sowie aber der Eichenwald beginnt, wird die Gegend reicher und schöner und zeigt in der Ferne manch aufleuchtendes Dorf. Wo der obere Herdweg mündet, ist der Verschönerungs-Verein tätig gewesen und man kann hier wieder die Stadt ins Auge fassen. Dann kommt ein freier weiter Platz, auf dem man Feste hält und Feuer anzündet, wo auch die Jugend gerne spielt – wo selbst einmal ein verwegenes Gedicht verbrannt wurde – und indem man nun die Feuerbacher Haide aufklimmt, bleibt einem zur Linken immer der prangende Wald mit dem Weißen Schloß von Solitude.

Hat man die Höhe erreicht, so schwenkt man links ab und kommt nun an den grünsten Baumgärten mit wahrer Überbürdung von Obst vorbei und an den roten Steinbrüchen, in denen die Arbeiter schaffen. Jetzt begrüßt uns der Weißenhof, ein friedlich und freundlich gelegener Ökonomiehof, der einen Wirt hat, der von sich selbst sagt, daß er recht zufrieden sei. Auch rühmt derselbe den spiritus cerasorum, durch den seine Bäume an Fruchtbarkeit gewinnen. Hier oben nach glücklicher Wanderung auf dem Scheitel der Berge bei einem Winde, der sich mit frischer Energie um den kranken Kopf legt, stellt man sich ermuntert zwischen zwei Obstbäume als Rahmen und schaut in die Gegend hinaus. In großen Linien zieht sich alles hin. Der reiche Wald vom Rosenstein lagert sich dort, dann ragt der Kirchturm von Berg hervor und weiter das stattliche Schloß im grünen Kranze. Der Rothenberg umfaßt mit anderen Höhen wie im Schoße sein Dörfchen und über den Höhen des Remstales erhebt sich im blauen Dunst die Spitze von Schönbühl und mehr nach Rechts die Katharinenlinde. Wie viele Dörfer schmücken das weite Bild: Öffingen, Schmieden, Buoch, Korb, Fellbach tauchen auf und liegen wie weißglänzende Sammelpunkte des Lichtes auf den dahinschwebenden Linien der in wechselnden Färbungen geschmückten Landschaft.

Wir müssen endlich weitergehen und steigen bis zum Pragfriedhof hinab, der uns seinen Kuppelbau mahnend entgegenstellt. Wir haben noch etwas zu warten ehe der bequeme Omnibus fährt und schauen indessen den reichen Flor der Astern an, der den Garten von Bofinger ziert.

Die runden Astern waren die Blumen des schönen Gottes Baldurs, und deuteten den runden Kahn an, das Ringhorn, in dem sein Leichnam verbrannt wurde: das heißt, der milde menschenfreundliche Sommer scheidet und der kalte Winter droht.

XIII.

Von nichts sprechen die Stuttgarter so gerne als von der geliebten *Silberburg*. Sie bildet einen Mittelpunkt ihrer Unterhaltung. Und nicht mit Unrecht. Der Ort ist wirklich schön. Ein in verschiedenen, unten namentlich recht breiten Terrassen aufsteigender Berg, der von den prächtigsten Bäumen in Alleen oder Gruppen stufenweise besetzt ist, von Kastanien, Eschen und breitblättrigen Linden, die den erquickendsten Schatten ausbreiten – der die bequemsten Sitze und Plätze bietet, versteckte Winkelchen und Ecken, einsame Rondelle, hervortretende mit dem Laub des wilden jetzt rotgefärbten Weines in den zierlichsten Girlanden geschmückte Veranden, für die Kinder weite und unterhaltende Spielplätze und dabei sauber gepflegte Blumenbeete und gute Wege – ist für alle die, die keinen Garten ihr eigen nennen, ein ersehnter Zufluchtsort, um Luft zu schöpfen. Dahin strömt es dann auch namentlich an den Donnerstagen, wo die Musik ihre Weisen spielt. Dann springt und lärmt unten die jugendliche Welt in allerlei Spielen, während die oberen Terrassen Tisch an Tisch zeigen und an ihnen die Verwandten- oder Freundeskreise, wie sie bald hohe Haufen von Brot und viele Gläser Bier, bald Kaffeekannen oder andere Dinge zum Genuß vor sich haben. Es wird ziemlich viel gegessen und es ist für einen Fremden immer ein Rätsel wie man nach einem reichlichen Mittagmahl zwischen 4 und 5 schon wieder eine solche Menge von Stoff dem Leibe zuführen kann. Zwischen den sitzenden, essenden, in lautem Gessumme, das unter den Bäumen sich fort-schleicht, plaudernden oder auch mit Näherei und Stickerei beschäftigten Personen wandeln auf und ab die geschmückten Damen und jungen Herren. Man kann hier sehr verschiedene Toiletten aber auch sehr verschiedene Formen der Leiblichkeit sehen – von der schlanken zierlichen Binsengestalt bis zu der rundlichen Tonnenerscheinung.

Bei den unvergleichlichen Septembertagen, die wir gehabt, war der Abend auf der Silberburg von erfrischender Kühle und man konnte sie bis zum vollen Dunkeln der Nacht genießen. Dann schaute man angenehm berührt auf die gegenüberliegende Weinbergswand mit den waldigen Krönungen und den sich herabsenkenden Häuserreihen, auf denen das Licht bald in einigen sonnigstrahlenden Fenstern bald in langen warmen Streifen ruhte: ein weiter grüner Bergrücken mit dem Schmuck der freundlichen Wohnungen der Menschen, die hie und da auch auf der äußersten Randhöhe auftauchen. Wiederum sehr günstige amphiteatralische Gruppierung der Landschaft!

Als wir uns nach Hause wandten, standen auf einem Tische in einer Schale wohlgeordnet die dunklen Trauben und die roten Äpfel und die braunen Nüsse und über alles hin und durch alles hin durch die zierlichen feinen Ranken des Weinlaubes, die Blumen der goldgelben und roten Kresse und der blauen Bethunien.

Wie schmückt sich die Natur noch einmal ehe sie scheidet und in der Farbenpracht reicht der sterbende September dem jugendlichen Mai in zarter Gemeinschaft die Hand.

XIV.

Lange habe ich gezögert, ehe ich mein schwaches Empfinden über die *Anlagen* sich äußern ließ. Es wäre aber Undankbarkeit für den vielen Genuß den ich dort gehabt habe, wenn ich nicht den Versuch machen wollte, Einiges zu sagen. In einem Tale das überall aufsteigende Wege in Fülle bietet, einen breiten, langgestreckten, völlig ebenen Grund zu haben, auf dem man eine Stunde dahin-

wandern kann – und dies an den grünsten Wiesenflächen vorbei und unter den herrlichsten Bäumen – ist ein großer Gewinn. Dieser mächtige Wald- und Wiesenstreifen der sich bis Cannstatt hinzieht, gewährt ein Lustwandeln, wie es wenige Städte bieten. Wenn wir durch den Eingang eintreten, der links vom Theater liegt, so ist hier gleich der von den hohen Kastanienbäumen mit ihren bogenartigen Zweiggehängen eingefasste erste Rasenabschnitt, namentlich nach einem Regen von geradezu zauberhafter Wirkung der Farbe. Weiter sieht man dann den in tausenden Sonnenblicken und Funken strahlenden sich aufwärts tragenden Wasserstrahl der Fontäne und ringsum nicht nur das Wasser des Teiches, sondern auch die reichen Gruppierungen der hohen Bäume und niedrigen Hecken. Und obendrüber hie und da in Weinbergsgrün hervorschimmernde Villen, die uns daran erinnern, daß sich hinter den Verstecken der Bäume noch die Berge aufbauen. Der vordere Teil der Anlagen ist ein großes Wiesenrund, welches von drei geraden Hauptwegen und zwei bis drei bogenförmig sich hinschlängelnden Seitenwegen durchbrochen und eingeteilt wird.

Wir betreten den rechts sich hinziehenden Fußweg und kommen da unter jene Reihe von Tannenbäumen, die uns fast ganz in die Stille des Waldes versetzen. Daneben stehen noch andere seltene Bäume wie jene Pyramidenulmen, die ich hier zuerst gesehen. Öffnet sich nachher der Pfad, so bleibt man erstaunt stehen vor den Prachtstücken der Silberpappeln, die in mächtiger Größe und in malerischer schräger Verschiebung der tief beschatteten Stämme den nächsten zweiten Weg einfassen: Riesen, die nach Oben ihre gewaltigen Arme ausbreiten und unten Wurzeln schlagen können, die selbst das harte Gefüge einer Mauer durchbrechen. Um sie herum stehen seltene Bäume: edle Ahorns, die amerikanische Eiche und Andere. Wie denn überhaupt die Anlagen eine Auswahl von Bäumen für den Kenner bieten. Und wie glücklich sind dieselben überall hingesezt, so daß keiner den andern stört und unter den Zwischenräumen das leuchtende Grün des Rasens mit seiner hellen Frische und Freudigkeit sich überall hinschmeicheln kann.

Über dieses Grün könnte man viel sagen: wie es namentlich darin den großen Reiz der Anlagen bildet, daß es sich in einer weiten immer wieder hervorblickenden, immer wieder aufleuchtenden Ausdehnung dahinzieht und die dunklen Unterstämme umfaßt und umlacht. Und darüber die goldenen langen Pfeilschüsse der Sonne. Wandern wir rechts weiter, so erscheint der obere Weiher mit seinen Umgebungen der dicht belaubten hohen Platanen, die sich in unwiderstehlichem Drange zu dem Wasser gezogen haben und so manche Zweige durstig zu dem erfrischenden Naß hinabneigen. An der andern Seite schmücken sich schon die Kastanien im Laub des Herbstes und ist das Wasser rein und die Luft klar, so zeigt sich das Bild von Oben noch einmal unten und still ziehen zwischen beiden die Schwäne ihre Kreise oder die türkischen Enten tummeln sich gefräßig herum. Selbst die dunklen Schwärme der Karpfen sind besser zu sehen, wenn die Wasser ihren Spiegel unter dem Schutz der sie umschlingenden Bäume reiner färben. Wir stehen nun vor dem Rasen mit der Hylas-Gruppe und er ist durch das Füllhorn der Blumen und seine ganze Umgebung bewundernswert. Man mag über nackte Figuren denken, wie man will: weiße Marmorgestalten unter grünen Bäumen sind gewiß ein großer Schmuck und eine wahrhaft künstlerische Zusammensetzung. Man könnte andere Figuren wünschen, aber auch bei diesen wird man zuweilen über die Formen eines Armes staunen, denn der Mensch ist doch das größte Meisterstück Gottes. Dies führt mich auf einen andern Gedanken, der einem unter den Bäumen der Anlagen immer nahe tritt: Das Ideal Gottes bei der Schöpfung war ein vollkommen schöner und guter Mensch in einem Garten.

Was ist nun von diesen Gedanken Gottes geblieben? Eine Blume, abgeschnitten von der Wurzel und langsam hinsterbend und in diesem Sinne kann man in den Anlagen Gottes Schöpfung und der Menschen Überbleibsel vergleichen. Die Idee der Schönheit mit lauter Sünde vermengt. Bei einer nüchternen und ernsten Betrachtung lernt man gerade in der Pracht der Anlagen, nicht was wir be-

sitzen, sondern was wir verloren. Doch bleiben wir noch einen Augenblick bei den Trümmern der Schöpfung stehen. Das was die drei Hauptwege so anziehend macht, ist, daß sich ein so großes Laubdach über dieselben ausbreitet und man nur in kleinen Fenstern den Himmel durchbrechen sieht. Man wandelt unter einem großen Blätterschirm, der einen wohlwollend bedeckt und der von der Sonne nur die kreisförmigen Ausschnitte des Lichtes auf den Weg und die Blätter fallen läßt. Die äußersten Zweige der Bäume sind gegen das Dunkel der Wege wie von goldigem Schein über-gossen. Welch ein Leben oft in diesen Wegen! Es tummeln sich die edlen arabischen Pferde mit dem stolzen Kopfe und dem emporgehobenen Schweife; es zeigen sich die Uniformen, die Karos-sen aber auch die mageren Gäule der Droschken. Die Menschheit strömt dahin – die meisten gedankenlos – wie lange wird es noch so gehen? An einem Teile der Wege bleiben wir entzückt stehen. Es ist die Gruppe der Rotbuchen. Schwarzrot stehen sie da und glänzen wie die Haut dunkelfarbiger Schlangen, auf der es hie und da so etwas lichthell blitzt und unter ihnen dieser große Kreis der Schatten, der das geheimnisvolle Dunkel weiter fortsetzt.

Wir gehen an dem Bilde württembergischer Treue vorbei nach der andern Seite. Auf einem großen Rasenstück stehen prächtige Weiden, oft drei Stämme nebeneinander, eine kleinere ganz von dem Rot des wilden Weines eingefaßt. Dann kommen weite Flächen von Wiesen mit mannichfaltigen Waldpartien. Es wird gerade Heu gemacht und der Duft zieht erfrischend dahin. Die weißen Ochsen vom Rosenstein fressen von dem gemähten Grase und wedeln behaglich mit dem Schwanz. Heu zu machen ist ein angenehmes Geschäft: hoch aufgetürmt ist der Wagen. Der Weg führt uns an den Arbeitern vorbei:

Bis zu jenem Hügel oben,
Wo die letzten Rosen blüh'n,
Wo die letzten Farben glüh'n,
Sterbend ihren Schöpfer loben.

Die volle Mittagssonne lagert auf den frischen Gründen und überall spielt Schatten und Licht, aber schon mit der geheimen Stimmung des großen Abschiedes.

XV.

Wie glücklich und gesegnet ist doch diese Stadt und mit ihr das ganze Land in dem heurigen Jahre! Die Felder haben reichlich Getreide, Kartoffeln und Obst getragen, die Weinberge versprechen einen guten Wein, an Gras und Heu hat es nicht gefehlt. Fröhlich und heiter drängt sich die Menge auf dem Marktplatze um die unzähligen Wagen aus der Umgegend, die mit obstgefüllten Säcken beladen sind und läßt sich die Proben aus denselben herausschütten. Da kommen die rotwangigen Äpfel, die grünen Birnen hervor, als wollte es kein Ende der Fülle und Gaben nehmen. Vergnügt sieht der Verkäufer aus und wartet ruhig, bis man ihm den höchsten Preis bezahlt hat. Denn Jeder hat gerne einen süßen Most in seinem Keller. Noch wohltuender und frischer sind die Farben auf dem Gemüsemarkte, wo sich Korb an Korb drängt mit allem möglichen Obst, vielen hellen und dunklen Trauben, den goldgelben duftenden Quitten, den feuerroten Hagebutten, den mannichfaltigen Arten von Kohl und Kraut, den letzten Blumen, die man noch vor dem ersten Frost gerettet hat.

Eine wohlgekleidete, ziemlich stark beleibte Hückerin, wie man sie hier nicht selten sieht, zieht mich an und ich spreche ihr meine Freude über den reichen Herbst aus. „Ja,“ sagt sie, „es ist no a

guts Ländle – es ist zwar Vieles schon anders worda, aber wir habe doch noch manche Segga. Es wird no viel bei uns bättet, wenn an des Zeiträd sich sehr schnell dreht und mer kaum mehr auf seine Füß' stehe ka.“ Sie hat recht, die gutmütige Frau, wenn irgendwo noch, so hat sich hier die Gottesfurcht ihre Zuflucht bereitet, obwohl von allen Seiten bedroht. Blicken wir weiter in die herbstlichen Bilder hinein, so fährt ganz harmlos auf der Königsstraße das Bäuerlein mit seinen zwei langsamen Kühen und bringt seine Fässer Most und Wein herbei. Die Glocken der Tiere läuten hier ebenso in dem Getümmel der Menge wie draußen auf einsamer Flur, und erinnern daran, daß es doch gut ist, „in Allem seine Ruh' zu habe“ und sich nicht zu überstürzen.

Dies Hineintreten der einfachen Landnatur in den Glanz der Hauptstadt heimelt ungemein an und versetzt einen in den schlichten Verlauf des Lebens bei denen, die sich mit Arbeit und geringer Speise begnügen. Überall laufen in den Straßen die dunklen Schläuche von den Wagen in den Keller, um unten ihren süßen Vorrat für den Winter aufzubewahren. Wie kann sich dies Volk noch harmlos freuen an den so oft schon gesehenen Vorgängen des Herbstes! Wir steigen die Weinbergswegen hinauf durch die im hellsten Lichte warmsonnig ruhenden Gelände; an jedem Stock einige Trauben, die meisten reif und viel verheißend; wir nahen dem dunklen Föhrenwald, der die Weinberge mit schattigem, markigem Saum einfaßt und lassen das Auge auf den blauen, feinen Zügen des Welzheimer Waldes ruhen, hinweg über in allen Farben leuchtenden Wald und noch immer grünen Wiesenflächen – und dann hören wir von allen Seiten die Schüsse und das Knallen der sich Freuenden und Feiernden und wir nehmen von Herzen Teil an dem Jubel eines Volkes, das mit kindlicher Frische und Naivität sich der Gaben des Jahres dankbar erinnert, noch nicht zerrissen von allen Leidenschaften des Zankes und bösen Vergleiches, des Haderns mit Gott und den Menschen, sondern noch fähig, sich an Kleinem und Einfachem zu erheitern und mit tiefem Gemüt aus den Stimmungen des Jahres Leben und Lust zu schöpfen. Wir bringen den Abend auf den Höhen zu und schauen träumerisch auf das Tal hinab, das noch so viel Glück und Frieden birgt. Wir denken an Ferne und Nahe und zuletzt kommen die Gedanken zu der, die uns das Teuerste auf Erden ist:

Es lag die Stadt im Abendschein,
Die Sonne prachtvoll schied:
Da dacht' ich auf der Höhe dein
Und sang dir dieses Lied.
Versöhnung haucht der Abend aus,
Der Friede küßt das Land,
So waltest Du in uns'rem Haus,
So wirkt die liebe Hand.
Der Weinberg liegt so still und mild,
In Ruhe schweigt der Wald:
Mit Milde bist du auch erfüllt,
Sanftmut ist dein Gestalt.
So Mancher steigt den Berg hinauf
Mit mühevolem Schritt:
So nimmst du uns're Lasten auf
Und trägst uns alle mit.
Der Abend hüllt das Tal nun ein,

In Duft erlischt der Glanz:
So ist das liebe Wesen dein
Umhüllt von Güte ganz.

Die Weinberge spielen in grünen und roten Farben, der Herbst hat seinen reichen Malkasten aufgetan, oft geradezu zauberisch schön. Der Buchenwald steht in heller Glut, mitten hinein die dunklen Tannenstriche, mit unnennbarem Reiz streben und weben die Töne und Schatten über das sich verhüllende Tal dahin, tiefe Sehnsucht ergreift das Herz und indem jetzt hie und da eine Rakete aufsteigt und ein Jubelruf sie begleitet, denkt man an das Psalmwort: Du tust deine milde Hand auf und sättigst alles, was da lebet mit Wohlgefallen.

Glücklich ein Land, in dem Achtung vor der Schrift lebt, in dem noch gebetet wird; wo der Mensch nicht so sehr unter der Fuchtel seiner Leidenschaften steht, und die Freude und der Genuß sich an das anlehnt, was unmittelbar aus Gottes Hand kommt und das Herz der armen Sterblichen stärkt und aufrichtet.

Als wir voll von den Bildern der herrlichen, versöhnten Landschaft nach Hause kamen, fanden wir einen hohen edlen Krug voll süßen Mostes, den uns ein Freund aus seines Gartens Obst gesandt. Wir tranken aus ihm auf das Wohl einer Stadt, in der man den Frieden sucht und wo man noch gerne gibt auch an den Fremdling.

Dem Geber aber schrieben wir:

Der Most war süß;
Wir haben es empfunden,
Und sind in Dankbarkeit verbunden
Dem, der uns das erwies.

XVI.

Wir stehen auf dem Dachfirst eines königlichen Schlosses. Königlich ist der Bau, königlich die Aussicht. Über das ganze weite und liebliche Rund der Landschaft können wir unsere Blicke streifen lassen. Rechts beginnen wir im Südwesten mit den blauen Linien der Alb und kommen dann zu dem dunkelschattigen Waldstreifen, der sich über Eßlingen bis zu den Abhängen des Remstales hinzieht und den Rothenberg mit seiner hervortretenden gedächtnisvollen Kuppe aussondert: eine anmutige im Wechsel von Farben erglänzende Einschließung des Horizonts.

Unten am Fuße der Berge leuchten Obertürkheim und Untertürkheim hervor, von Obstgärten umfaßt, bis wir den Hügelzug des Sulzerrains sich erheben sehen, der über Cannstatt das Auge fesselt, das sich jetzt mit seiner Kirche und seinen Fabrikgebäuden bemerklich macht. Der Neckar erneuert sein helles Flußband, das wir schon vorher von Eßlingen aus in kleinen Ausschnitten unter dem Schutz der Bäume und an dem Grün der Wiesen hervorglänzen sahen. Die Straße links vom Neckar mit ihrer prächtigen Allee tritt hervor und über ihr der Rosenstein mit seinen reichen Waldpartien und einzelnen halb versteckten Teilen des Schlosses. Oben über diesem königlichen Besitz dehnt sich die weite Berglinie aus, die nach der Feuerbacher Haide führt und in der der gastliche Burgholzhof, die Villa Moser und der freundliche vielbesuchte Weißenhof hervortritt, etwas tiefer rundet sich die Kapellenkuppel des Pragfriedhofes ab und dann kommt in ganz stattlicher Breite die

Stadt mit ihrem Reichtum verschiedener Formen, über denen der Hasenberg mit seinem hochragenden Turme den Abschluß bildet. So von der äußersten Kette der Alb mit der Ausschau hinweggewandelt über die lieblichen Erscheinungen des Neckartales bis zu der sich aufbauenden Stadt gewährt einen großen Genuß, der noch durch die jetzt im Herbst in den buntesten Farben bis zum Hochrot und Gelb grüßenden Weinberge und Waldpartien, durch die wunderbar klaren Luftstimmungen, durch die milden, zarten Wolkenbilder vermehrt wird. Wie ein friedlicher Garten ohne gewaltige nur mit träumerisch sanften Eindrücken ruht das Tal neben dem Flusse bis es sich zur geschmückten Hauptstadt erweitert. Auf der hohen Warte des Schlosses sich umkehrend kann man nun vom Hasenberg aus wieder nach der anderen Talseite die Betrachtung kehren und da geht es eben so wohltuend über die Waldungen von Degerloch dahin bis zu den ernsten Föhren des Bopser, die dann die Wälder von Hohenheim einleiten, welche in malerischen Senkungen sich in die Einschnitte der Berge hinablassen. Unten zeigt sich Gaisburg und dann oben Wangen von lauter Obstbäumen und Weinbergen umfassen bis sich das Tal zu den Neckarwiesen und allerlei Gartenbeeten sanft hinabbewegt, hie und da von hochragenden Pappeln besetzt oder von Weidengebüsch mit dem silbernen Glanz der Blätter. Noch einmal Welch ein Rund von dieser Höhe! Und wie wird die Schönheit desselben noch vermehrt, wenden wir uns zu unserem Standpunkt und lassen hier die edlen Formen des Schlosses mit seinen wohlgepflegten Rasenflächen, mit seinen im Herbstlichte doppelt strahlenden Teppichbeeten, mit seinen letzten Rosen, mit seinen Marmorbildern und Springbrunnen auf uns wirken. An der einen Seite heben sich die goldgelben Blätter der Granatenbäume gegen den dunklen Wald ab oder es öffnen sich Einblicke in lauschige stille Gartenplätze mit den runden Sitzen von bemaltem Porzellan. Die hohen sich abschälenden Platanen in langen Reihen mächtig sich oben vereinigend, weite Partien von Grün geben einen ruhevollen Mittelpunkt für den Beschauer, der sich an der Nähe und dann wieder an der Weite erquickt und hier auf dem Dach des Königshauses erfreuende Aussichten hat in das sonnige Neckartal und in das gute Land der Schwaben.

XVII.

Reichgesegnetes Tal, wie legt sich von goldnem Geschmeide
Farbiger Blätter ein Reif rings um die friedlichen Höh'n.
Liebevoll schmückt dich das Jahr noch einmal mit köstlichem Kleide,
Zaubrisch glänzet an dir sterbender Schönheit Gestalt.
Gelbrot pranget der Wald in lichten Gluten entzündet,
Während der Weinberg ein Spiel wechselnder Falben gewährt,
Immer röter sich färbt, je näher die Stunde des Abschieds,
Wie die Sonne versinkt rot noch im letzten Erglüh'n.
Duftend blühst du o Wein, die Traube rühmen die Völker,
Und mit heiterem Glanz schmückst du das fallende Blatt.
Wonnige Wärme umwebt noch immer nach strahlendem Sommer
Still das ruhende Tal – voller Befriedigung süß.
Blaugrün schwimmen die Höh'n in Linien zarter Umrandung,
Als ob die feste Gestalt wäre ein duftig Gebild.

Laut auf jubelt der Mensch, beladen mit Fülle der Trauben,
Denn solch glückliches Jahr hätt' er sich nimmer geträumt.
Mühevoll hast du gerungen, mein Winzer, mit sorgendem Herzen,
Aber im edelsten Stolz zeigst du jetzt süßeste Frucht.
Wer ist auf Erden dir gleich mit täuschender Arbeit ermüdet,
Wer frohlockend empfängt reicheren Lohn wohl als du?

XVIII.

Es ist der zweite Feiertag des Christfestes – wie verändert ist die ganze Landschaft! Statt des schmückenden Grünes ist die hellglänzende weiße Decke des dichten hochliegenden Schnees über das Tal ausgebreitet. Wir gehen auf einem Wege, den jugendliche Winterfreuden fast zu glatt gemacht haben, zum Hasenberge hinauf. Auf den gabelförmig zusammengelegten Stöcken der Weinberge liegt gehäufte Schnee, die Reben haben sich kaum sichtbar und kümmerlich zerstreut aus den Umhüllungen hervor. Die Hecken sind mit ihren Reisern nur angestäubt, denn der Schnee konnte nicht auf ihnen haften – aber in welcher Pracht und Schönheit stehen die Tannen da, nach allen Seiten die hohen Aufladungen von Schnee auf den tief sich neigenden Zweigen ausbreitend, die unten sich ihr kräftiges Grün bewahrt haben und es in scharfem Gegensatze gegen das strahlende Weiß uns zeigen. Neben den prangenden Tannen sind fast noch schöner die überreich beladenen Föhren geschmückt, denn auf ihren malerischen Kronen hat der Gast des Winters den bequemsten Platz gefunden. Fast spaßhaft sehen die niederen Tannengebüsche aus: an ihnen hat sich der Schnee zu schwanzartigen Formen zusammengewunden die komisch herabwedeln. Jeder Baum hat sich nach seiner Art anders mit dem Schneefall abgefunden: die Birken sind zierlich geblieben, die Lerchen greifen überall mit ihren dünnen Zweigen hervor, das kleinere Waldgestrüpp nimmt die phantastischen Gestalten an und läßt sich geduldig die große Kapuze über die Köpfe ziehen oder hat auch entschieden Protest erhoben und sucht sich den Eindringling etwas abzuschütteln. Bürden, die von oben mächtig kommen – muß man tragen. Die Natur ist stark in einer Nacht überrumpelt worden und die freien Kinder des Waldes leben im Streit mit dem schweren Schleppkleide des Feindes. Wie entzückend sind die Blicke auch in diesen Winterfarben ins Kaltental hinab durch die großen weißverhängten Fenster des Waldes! Ein großer Schneestreifen im Grunde, weniger dicht der Schnee die waldigen Höhen hinauf, die dunklen Tanneneinschnitte sind sehr bemerkbar, aber oben auf den Fildern weit sich ausdehnend das Reich des Winters, von einer eigentümlich gelben Beleuchtung übergossen und erwärmt. Der Himmel treibt in graubläulichen Färbungen noch mit viel neuen Aufschüttungen und während man im Walde wandelt, fühlt man sich von allen Seiten wie eingehüllt in den weiten Mantel des Winters. Heschlach ist fast ganz versteckt und wie von ihren Häusern verlassen steht die Kirche im Grunde, die große Stadt aber erscheint einförmiger und stiller, nur die Gasflammen leuchten beim Hinabstieg die Straßen entlang fast magisch hell und wunderbar: weithin glühende Funken aus dem schneeigen Grabe.

Wie bist du doch mit warmen Decken
Friedliches Tal nun eingehüllt;
Schlaf ruhig: einst wird dich erwecken
Der Lenz, der dich mit neuem Reiz erfüllt.